

## Stimmen gegen den Krieg

Beiträge 31-40

1. Elisabeth Schöffl-Pöll: Erinnerung an die Zukunft
2. Sophie Reyer: Wer braucht denn so ein Herz?
3. Marlene Steeruwitz: „ein schrei“
4. Andreas Unterweger: Großvatersprache / Die Sonnenblumen
5. Richard Wall: Nicht das Wort ist's, was man sucht
6. Thomas Sautner: Das Jahr der Öffnung
7. Albert Ennemoser: Flüchtling
8. Anne Marie Pircher: kind of war
9. Bulat Okudschawa/Beppo Beyerl: Der Papiersoldat (Булат Окуджава)
10. Kristine Tornquist: Sisifos fällt

### Elisabeth Schöffl-Pöll: **Erinnerung an die Zukunft**

Firas erlebte eine traurige Kindheit in Syrien inmitten vieler Brüder in einer kriegerischen Umgebung in einer kleinen Mühle seiner Eltern. Die Tätigkeiten in der Mühle mussten vom jungen Firas mitgetragen werden, der die Arbeiten klaglos verrichtete, zumal er die Eltern und größeren Geschwister dadurch entlasten konnte. Zu dieser Zeit wusste Firas noch nicht, dass die prägenden Jahre hilfreich für sein späteres Studium sein würden und dass er eines Tages flüchten müsse.

Die Kindheit von Firas nahm einen schicksalhaften Verlauf. Firas war kaum fünfzehn Jahre alt, da kam es in Syrien zu einer Teuerung der Grundnahrungsmittel, selbst Mehl war für die Menschen damals fast unerschwinglich. Da die Kunden in der Mühle oft mit Mehl bezahlten anstatt mit Geld, war reichlich Mehl vorhanden, was den Müllermeister bewog, in dieser Krise Mehl an ärmere Familien zu verteilen. Der Leidtragende war Firas, der beauftragt wurde, nach der Schule mit seinem jüngeren Bruder dieses Ansinnen auszuführen und das Mehl zu verteilen. Der kleine Bruder war mehr Last als Hilfe, denn, wenn er müde war oder ein Haushund in Sicht war, setzte er sich einfach auf den Mehlsack und bewegte sich keinen Schritt weiter. Als Firas dieses Zustandes überdrüssig geworden war, hatte er eine Idee. Er verfasste einen Text und kritisierte darauf die hohen Preise. Diesen Zettel vervielfältigte er und brachte die Plakate spät abends an Schulen, der Kirche und dem Gemeindehaus an. Am nächsten Morgen stand plötzlich der Geheimdienst vor der kleinen Mühle. Firas wurde mitgenommen, misshandelt und aufgefordert, am nächsten Morgen wieder in der Bezirksstelle des Geheimdienstes zu erscheinen. Dort musste er bereuen und beteuern, dies nicht wieder zu tun. Er wurde über Nacht wie ein Verbrecher auch in eine Hütte gestellt, die so aussah wie die Arbeiter-WCs bei uns, und musste die ganze Nacht über aufrecht stehen. Der Wachposten schritt die Hütten ab, damit sich niemand setzte oder hockte. Als er endlich entlassen wurde, musste er beteuern, niemandem davon zu berichten, auch nicht den Eltern. Er solle einfach erzählen, die Leute vom Geheimdienst wären nett, doch müsse er wieder dort erscheinen.

Die schlechte Behandlung dauerte bis zur Matura. Firas wusste, er müsse das Land verlassen. Sein Name bedeutete Sohn eines Löwen, er war als scharfsinnig beschrieben. Mit diesen Eigenschaften würde er es schaffen ...

Sophie Reyer: **Wer braucht denn so ein Herz?** (Romanauszug)

Manchmal, wenn es im Winter Flocken regnet, sind die Tage durchsichtig, weiß Ella. Je kürzer sie dauern, desto klarer leuchten sie. Sie haben eine komische Milde und hinterm Haus liegt dann immer ein Geheimnis. Es ist, als würden die Tage sich selbst durchschauen. Sie sind transparent, sind wie aus Pauspapier, Ella kann die Bilder im Kopf kopieren. Hin und wieder legt sie diese vorm Schlafengehen in ihrer Erinnerung übereinander, sodass ein Kaleidoskop entsteht. Es gibt auch dunkle Tage, und die Dunkelheit macht sie klar. Diese Tage gefallen Ella am Besten. Sie sind grau, sie dehnen sich. Man hat immer Hunger und möchte an der Heizung hocken. Diese Tage erwarten die Nacht, und Ella wartet mit ihnen. Die Schwärze der Tage, die nur hin und wieder von ein wenig Licht zerstoßen wird oder von dem Geschmack nach Weißbrot im Mund aufgeplustert, kommt Ella ehrlicher vor. Dann ist es nicht verwunderlich, dass der Verrückte im Dorf, der mit nur einer Hand aus dem Krieg zurück gekommen ist damals, von den Kindern mit Steinen beworfen wird. Dann macht die Migräne der Großmutter keine Angst. Ellas Großmutter hat oft Migräne, weiß Ella. Sie sieht dann helle Flecken. Vielleicht hilft es ihr gegen die Dunkelheit, denkt Ella. Aber sie mag die verhangenen Tage. Mag, wie sie die Nacht empfangen. Sie trinkt dann den ganzen Tag Früchtetee und hockt vor dem Fenster.

Dimir fühlt sich, als wäre er zu Wind geworden. Dieses Dorf besteht aus Schilf und Wind, der darin wühlt, denkt er. Erinnert sich an die Reise im Autobus: Münder drängten sich gefährlich nahe an ihn heran, Körper schoben ihn durch die Gegend. Die Frauen, dachte er, hatten es leichter, sie konnten sich unter Tüchern verkriechen. Er hielt die Hand des kleineren Bruders. Die Hand schwitzte in ihn hinein. Der kleine Bruder klebte fest an ihm. Gesichter überall, Stille, schweigen, nur das regelmäßige Rauschen, ein Auto in Bewegung. Irgendwann spürte Dimir seine Füße nicht mehr. Aber das war egal. Er konnte nicht fallen. Nicht nach vorn, nicht nach hinten. Die Körper waren zu dicht aneinander gepfercht. Später: aussteigen. Das Licht stach in den Augen. Es dauerte, bis er sich umsehen konnte. Nichts war neu hier. Nicht auf den ersten Blick. Die Frauen trugen Tücher um den Kopf, sie schirmten ihr Haar ab, die Männer waren braungebrannt und hatten Falten um die Augen. Dimir sah sich um. Überall Menschen, zusammengerollt in Decken oder auf der Straße stehend, an Mistkübeln lehnd, sie schauten, lachten oder schwiegen und waren hauptsächlich viele. Manche unter ihnen trugen Schilder mit Aufschriften, sie liefen gestresst umher. Die Frauen trugen das Haar in Zöpfen aus dem Gesicht gebunden oder hinter Tüchern versteckt. Sie alle schwitzten, sprachen rasch. Die, die die Schilder trugen, schoben riesige Schubkarren umher, mit Plastikflaschen bepackt. Als Dimir weiter ging, in ein großes, kasernenartiges Gebäude hinein, stob ihm eine riesige Menschenmasse entgegen. Hinein und hinaus gingen sie, drängten. Das kannte er nun schon, vom Bus. Auf pastellfarbenen Tüchern hatte jemand Spielzeug ausgebreitet, das verschenkt wurde. Isil quietschte entzückt und die Mutter, die sie im Arm hielt, bückte sich kurz, damit Isil nach den fluffig blauen Bären greifen konnte. Dimir senkte den Blick. Es war zuviel, dachte er. Wie Wasser, das über einen schwappt, sodass man nicht mehr atmen kann. Aus den Augenwinkeln erkannte er, dass die Mutter Blut auf dem Kleid hatte. Dimir dachte zuerst, sie wäre verletzt. Dann erinnerte er sich: Die Mutter hatte ihre Periode. Es gab wenig Wasser. Es gab keine Binden. Dimir ging weiter. Im Vorüberstreifen belauschte er ein Gespräch zwischen zwei Männern, die am Eingang der Kaserne standen und rauchten.

„Sie haben einen Bus abgestellt. 400 Leute in einem Bus.“

„Du machst Witze.“

„Nein.“

„Das geht sich nicht aus. Du weißt, wie groß ein Bus ist.“

„Sie waren alle tot. Die Flüssigkeit tropfte heraus.“

Er legte sich die Hand auf den Bauch. Auf seiner Stirne glänzte Schweiß.

„Sie konnten nicht umfallen. Wie auch.“

Dimir nickte innerlich. Ja, wie.

„Wer macht sowas?“

„Ich weiß nicht.“

„Warum stellen sie den Bus einfach ab?“

„Vielleicht hat der Fahrer Angst bekommen?“

Dimir dachte, er sollte auch Angst haben. Jetzt. Aber da war kein Gefühl.

Marlene Steeruwitz: „**ein schrei**“

In der New York Times. Heute war das Bild zum Ukraine Konflikt eine Spielzeugdarstellung von Panzern. US-Fahnen beflaggt fahren diese Panzer über schlammig unwegbares Gelände. Das könnte aber auch eine Sandkiste sein, in der Schlacht gespielt wird. Jeden Tag sehe ich seit Wochen Bilder zum Ukraine Konflikt. Bisher waren es ukrainische Soldaten, die in Laufgräben patrouillieren. Die sehr jungen Soldaten sind für den Winterkrieg in schmutzig weißgrauer Camouflage ausgestattet. Diese Soldaten liegen einmal über die aufgeschüttete feuchte Erde am Rand des Laufgrabens und zielen auf den Feind. Da wird einmal nach rechts gezielt und dann wieder nach links. Die Panzer kommen vom Bildrand oben. Die Laufgräben führen durch die Bildmitte, weil sie da am besten eingesehen werden können. Wenn dann von den Manövern der russischen Armee oder der NATO in den Überschriften steht, der Spielcharakter dieser Kriegsvorbereitung wird einmal mehr offenkundig. Wir bekommen Bilder vom Ausprobieren des Kriegs. Es ist wörtlich Kriegsspielerei und die Medien vermitteln das genauso wörtlich.

Mir kommen aber bei den Bildern der schmutzigweißgrau gekleideten Soldaten der Winter im Ersten Weltkrieg in Erinnerung. Und. Diese Bezüglichkeit bringt mich endgültig zur Verzweiflung. Eine Verzweiflung ist das, die die gesamte Hilflosigkeit dieser pandemischen Situation zur Erscheinung bringen muß.

Wir werden in unsere Wohnungen vereinzelt neben den Fragen unseres eigenen Überlebens in Facon der Frage eines möglichen Kriegs zwischen Ost und West ausgesetzt und wie das deutsche Beispiel zeigt, wird cancel culture eingesetzt, diese Möglichkeit in eine Bestimmtheit umzubauen. Und Biden wird Truppen nach Osteuropa schicken. Da wieder steigt die Erinnerung an den Kalten Krieg auf und das raketenbespickte Westdeutschland. Die Selbstverständlichkeit, mit der die kriegerische Lösung in die Berichte und Bilder gezogen wird, das ist die alte Dauerdrohung. Beide Welten werden so in Überlebensmodus versetzt und die Vernunft ausgesetzt. Im englischen Guardian wird jeden Tag angegeben, wie schlecht und schlechter die Chancen auf eine diplomatische Lösung einzuschätzen sind. Wie Fiebermessen ist das und entfernt die lesende Person in diesem Messen einmal mehr von einer realen Zukunftsvorstellung. Eine Art Krankheitsverlauf wird angenommen und die Heilung liegt in gewalttätiger Operation. Der Ausgang ist ungewiß. Aber. Wie bei jeder Operation. Ich wollte die Einverständniserklärung nicht unterschreiben. Mir ist es gleichgültig, ob man den Herrn Putin erziehen muß oder soll. Es geht um uns alle, wenn solche Kriegsspielerei angezettelt wird. In der New York Times ist man sich sicher, daß diese Stars and Stripes umwehten Panzer losfahren und ein Exempel statuieren werden. Ich schreibe absichtlich,

„man ist sich sicher“. Frau hätte – hoffentlich – eine andere Vorstellung von der Bewältigung solcher Konflikte. Wäre es nicht besser, Wahrheitskommissionen einzurichten, die einmal versuchen sollten, die historischen Umstände halbwegs den Vorgängen entsprechend zu erzählen. Eine solche Durcharbeitung müßte Jahre dauern. Aber. Sie könnten als Hintergrund für Demokratisierungen aller Art auf beiden Seiten dienen.

Ich wollte mitbestimmen wollen. Die Zeit, in der sich zwei Spieler ein solches Spiel leisten können, diese Zeiten sollten vorbei sein. Zumal sie uns nicht von den Umweltfragen ablenken werden, sondern zu den schon anstehenden Problemen des Weltüberlebens weitere Hemmnisse hinzufügen. Ablenkung durch Belastung. Das sollte keinem mehr gelingen, in welcher Himmelsrichtung auch immer diese Machthaber zu denken sind.

Krieg ist unvernünftig und geht davon aus, daß der Kosmos der Öffentlichkeit über den Kosmos der Pflege Bestimmung hat. Schlagworte und ebenso schlagende Bilder überdecken, daß es um das Leben dieses schmutzigweißgrau gekleideten Soldaten gehen wird. „Zu allem entschlossen.“ steht unter einem solchen Bild. Krieg wird als Schicksal dem Einzelnen auferlegt. Das ist auch entsetzlich altmodisch und reduziert uns alle zu Befehlsempfängern im Unvermeidlichen.

In der pandemischen Hilflosigkeit. In der der Kosmos des Öffentlichen alle Macht an sich gezogen hat und weiter tut. Die Vorstellung, daß über unser aller Köpfe hinweg ein solcher Konflikt weiterhin diesem Öffentlichen überlassen werden muß, während die Einzelstimme, das Leben, stumm den Vorgängen beiwohnen muß. Eine Unerträglichkeit mehr und lebensbedrohend in nun anderer Weise. Und. Militär? Im Krieg? Dieses Delegat alter Männer an die Körper junger Männer, zur Bestätigung der alten Männer? Töten oder sterben. Eine Einverleibung ist das. Patriarchat in unverhüllter Manier. Und immer schon Kriegsverbrechen und ungesühnt.

Nun folgt dieser Konflikt einer geschichtlichen Logik, die im 19. Jahrhundert anzusetzen ist. Die Klimakrise hätte uns zumindest seit den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts in der Rettung der Welt vereinen müssen. Die gegenseitigen Abhängigkeiten schon in diesen Fragen lassen keine Nationalpolitik in der Art des 19. Jahrhunderts mehr zu. An diesen Politiken festzuhalten ist gegen uns alle gerichtet. Wir sollten uns auch in Planspielen zusammenfinden und Frieden spielen wollen. Frieden für uns gibt es erst, wenn die Weltprobleme friedlich gelöst werden können. Dafür wird eine andere Sprache notwendig sein. Eine Sprache muß das sein, die wörtlich Auskunft gibt und statt Krieg „Morden und Brandschatzen“ sagt. Die nicht über die Ukraine spricht, sondern all die 44,13 Millionen Personen meint, die in der Ukraine leben. Eine Sprache, die nicht mehr in strategischer Manier „den Russen“ kennt, sondern die 144 Millionen Personen anspricht, die nicht als eine Person gesehen werden können. Es ginge doch nur darum, dem Frieden dieselbe Dringlichkeit zu geben, wie jetzt der kriegesischen Lösung zugestanden wird. Vielleicht könnte eine Friedensindustrie nicht so viel Gewinn machen wie der militärisch-politische Komplex der Waffenindustrie derzeit. Aber geht es nicht ohnehin um die Ausschaltung dieses einen Prozent der Besitzenden in der Klimarettung. Ich wüßte, wie so ein Planspiel ginge und über die nächsten Wahlen in die Wirklichkeit gebracht werden könnte.

*(Der Text wurde der Friedensorganisation WILPF (Women's International League for Peace and Freedom) Austria für Aktionen gegen den Krieg zur Verfügung gestellt)*

Andreas Unterweger: **Großvatersprache**

Die Panzerwagen der Ernte-Division  
sind gestern früh durch unser Dorf gerollt.

Vier Kilometer nördlich stand der Mais.  
Sie mähten ihn, sie metzelten ihn nieder.

Erst gegen Abend herrschte auf dem Schlachtfeld  
dann wieder Schweigen, sozusagen: *Frieden* –

das Wort, für das der Weltsprache der Kriege,  
in der ich schreiben muss, die Bilder fehlen.

### **Die Sonnenblumen**

Die Sonnenblumen: strahlenkrank.  
Den ganzen Sommer über

hielten sie vor dem Dorf die Stellung.  
Hielten sie ihre Köpfe hin,

wenn aus dem Osten, Tag für Tag,  
der Feuerball aufstieg, der Lichtblitz kam ...

Unter den Pilzwolken, dem sauren Regen  
die Sonnenblumen: schwer verstrahlt.

Und all das nur wegen dem bisschen Öl.

Richard Wall: **Nicht das Wort ist's, was man sucht**

Холодно розе в снегу / Es friert die Rose im Schnee  
Ossip Mandelstam

I  
Lüge und Vertrauensbruch, wenn auch nur  
beobachtet und indirekt empfunden,  
genügen, um im ganzen Körper  
ein noch nie dagewesenes Gefühl zu erwecken.  
Immer wieder, dieses Mal ganz stark  
und bis in die Träume hinein,  
erkennst du, fühlst du das Übel,  
dort – in der Ferne – so nah.  
Körper leblos, verstümmelt, zerfetzt –  
nichts Neues, wie immer,  
wenn an Masken abprallen Bitte und Frage,

und von allen guten Geistern verlassen  
die Waffen sprechen, Sprache ohne Worte.  
Wo sind nun Wege, auf denen, vor einem Ziel,  
das es, wie es scheint, noch nicht gibt,  
das Herz sich der Schläge erwehren kann,  
sich das Schlagen erhält?

## II

Ein wenig, nein lange, war Friede hier,  
fast nie im Süden, im Südosten, das haben wir  
aus der Ferne zur Kenntnis genommen  
durch all die Jahre wie den Wetterbericht,  
gefiltert durch Ideologien und Medien.  
Nun reckt, ganz in der Nähe,  
in einer Engführung von Geschichte,  
sinnlos ein Schrecken sein Haupt, ihm eingeschnitten  
die Grimasse des Gräuels, des Gemetzels,  
weil ein Sturkopf, humorlos, dem Wahnsinn verfallen,  
wie ein kleines Kind, dem ein anderes ein Teil  
von einem Puzzle vorenthält, Taten befiehlt,  
die nichts bringen außer hunderttausendfach  
Not und Tod und Zerstörung von Hab und Gut.

## III

Ich zähle die Tage seit Kriegsbeginn.  
Es gibt kein Austreten aus der Geschichte,  
kein Davonschleichen. Eine neue Zeitrechnung  
hat begonnen. An Gräben, die man begonnen hat,  
einzebnen, wird wieder gegraben.  
Diesen Tyrannen zu beseitigen  
obliegt niemand geringerem als jenem Volk,  
das Poetinnen wie Marina Zwetajewa, Anna Achmatova,  
Künstler wie Alexander Rodtschenko,  
Architekten wie Konstantin Melnikow hervorgebracht hat,  
dem so duldsamen, so oft betrogenen  
russischen Volk, dem meine Liebe gilt.

Дружба / Druschba!

### Thomas Sautner: **Das Jahr der Öffnung**

Wir Kinder wuchsen auf wie die Rüben. Frei und wild. Ein einziges Gesetz blühten uns die Erwachsenen ein: Alles dürft ihr machen, nur geht ja nicht über die Grenze! Die Grenze. Sie musste der Scheitelpunkt von etwas geheimnisvoll Großem sein, womöglich verbarg sie eine alte, in Vergessenheit geratene Welt. Die Menschen schienen sicherheitshalber jede Berührung mit ihr zu meiden, nie ließ sich jemand von außerhalb bei uns blicken. Niemand aus den umliegenden Dörfern, niemand aus der Stadt. Wir schrieben das Jahr 1988, es war die Zeit des Kalten Krieges und keine hundert Meter von unseren Kinderzimmern entfernt lief jene Linie, von der es hieß, sie habe Bedeutung für die gesamte Welt: jene Grenze, die Demokratie und

Diktatur säuberlich auseinanderhielt, Freiheit und Unterdrückung, den Westen und den Osten. 1989, das Jahr der Öffnung, war – obwohl so nah – undenkbar weit weg, niemand sah es kommen. Schon gar nicht wir, mitten im Wald.

*(Auszug aus dem Roman „Das Mädchen an der Grenze“ von Thomas Sautner; Picus, 2017)*

Albert Ennemoser: **Flüchtling**

Jutta war dreieinhalb Jahre alt, als sie mit ihrer Mutter, einer jungen Kriegswitwe, vor den heranrückenden Russen fliehen musste. Das kleine Häuschen im schlesischen Auras-Rake, in dem Jutta geboren wurde, mussten sie Hals über Kopf verlassen. Das notwendigste Hab und Gut warfen sie auf einen Leiterwagen. Dann machten sie sich auf zum Bahnhof, wo sie den letzten Zug in den Westen noch erreichen konnten. Der Leiterwagen blieb auf dem Bahnsteig zurück.

Die zwei Mitbewohner ihres Häuschens, eine alte Ziege und der Hund Strolchi, welcher all die dreieinhalb Jahre auf die kleine Jutta treu aufgepasst hatte, mussten alleine, im Stall eingesperrt, zurück bleiben.

Jutta ist jetzt achtundsiebzig Jahre alt und hat mir davon mit gebrochener Stimme erzählt. Ihre Kindheitserinnerungen kommen nun wuchtiger als je zuvor.

Zeit ihres erwachsenen Lebens kümmert sie sich um streunende Hunde, füttert sie und versorgt sie medizinisch.

Anne Marie Pircher: **kind of war**

wie eis oder tag  
vielleicht auch schatten von weisheit

ich war still, aber nicht blind  
begann mich zu teilen, wie frühling von winter  
lichtstreif um lichtstreif, hin zu sommer

mein eigenes kidnapping gelang, ich war stolz  
im zwielicht des mittags, außer mir  
vor glück unter glas, kein schrei  
keine dieser tränen, doch dann  
kam mein name ins spiel

ich stand auf, sah die welt von anderer seite

still crazy for love

sah mich und mich, ertrug weder gesetz noch licht  
es war nicht geburt, es war tod  
und doch leben: eine art: krieg

zwischen mir und mir

ich schlug stein um stein, festung  
dunkler gangart, die mich verschluckte

fand unter der haut im gezweig der venen  
die stimme meiner augen, die farbe  
des herzschlags

ich redete und redete in träumen  
versprach wiederkehr und aufstand  
eine handvoll munition  
aus wind und gras

dem stein: himmel

Bulat Okudschawa (Булат Окуджава): **Der Papiersoldat**  
(Übersetzung Beppo Beyerl)

1

Es lebte ein Soldat auf Erden  
Ganz stattlich und auch kühn  
Als Spielzeug diente er den Kindern  
Soldat war aus Papier

2

Die Welt, die wollte er verändern  
Ein jeder kriegt sein Glück  
Er selber hing an einem Faden  
Soldat war aus Papier

3

Er wollte gehen in Rauch und Feuer  
Gleich zweimal sterben für euch  
Ihr habt ihn ja nur ausgespottet  
Soldat war aus Papier

4

Kein einziges Berufsgeheimnis  
Habt ihr ihm anvertraut  
Warum? Ich glaub ich denke darum  
Soldat war aus Papier

5

Doch er verfluchte seine Lage  
Die Ruhe litt er nicht  
Und er bat alle: Feuer Feuer!  
Vergaß er war Papier



6

Was solls. So geh. Du gehst? Ins Feuer?  
Und er marschierte los.  
Und lodernnd hell er dort verbrannte  
Soldat war aus Papier

Kristine Tornquist: **Sisifos fällt**

1

Homer schreibt: Ich begegnete Sisifos, gequält von wildem Verlangen einen riesigen Marmorblock zu bewegen. Den wälzte er, fest in den Boden gestemmt, mit letzter Kraft auf den Gipfel hoch. Kaum auf der Kuppe, kippte jedoch der Stein und stürzte mit Donnern den Berg hinab. Er nach. Und wieder begann die Schinderei, erneut, Sisifos schweissüberströmt, das Gesicht grau von Staub.

Das ist der Mythos von Sisifos. Viele Köpfe haben sich seither gefragt: Warum tut er das, warum quält er sich jedesmal von neuem hinauf. Drängender aber stellt sich die Frage: warum stürzt er sich immer wieder und wieder hinab? Da steht Sisifos am Gipfel seines Gleichgewichts. Am Sockel seiner Unsterblichkeit. Am obersten Stockwerk seiner Wünsche. Kein Schatten liegt vor ihm, alles wartet auf seinen Bescheid. Wie ein Gott überblickt er den Tag und kann wählen, was er heute schaffen will. Homer nennt im Mythos von Sisifos seine ewige Quälerei eine Pflicht als wäre sie das Gegenstück zur Freiheit. Wir beobachten ihn, seit wir denken können. Wir haben nie einen Gott Hand an ihn legen sehen. Kein himmlischer Befehl, nicht Blitz, nicht Donner, ihn aus seinem Frieden vom Gipfel zu stossen, kein Flüstern an seinem Ohr kein Schatten über seiner Schulter, nichts. Niemand zwingt ihn. Sisifos ist frei.

2

Sisifos ist frei. Niemand zwingt ihn. Die Freiheit aber ist in Wahrheit seine Strafe. Sie ist der Anspruch, den er nicht erfüllen kann. Er verzweifelt vor ihrer Grösse, er flüchtet vor ihrer Weite, er fällt eine Entscheidung, nur um die Freiheit loszusein. Fällt, stürzt, zerschmettert. Und ist die Freiheit wieder los. Titios auf das Rad gebunden, Tantalos hungernd und durstend, hoffnungslos die Danaiden, zerrissen der Körper des Ixion: Was Sisifos tut, tut er aus eigenem Willen. Nicht einmal ein Gott kann ihn davor retten.

3

Nicht einmal ein Gott kann ihn retten. *Freiwillig, aus freiem Willen*, stürzt er sich in den Grossen Krieg hinab, ein fataler Sturz, dreissig Jahre lang die Hölle auf Erden. Titios auf das Rad gebunden, Tantalos hungernd und durstend, hoffnungslos die Danaiden, zerrissen der Körper des Ixion. Von drei Millionen Europäern ist nur eine Million geblieben. Im Sturz hat er das Prinzip der Schwerkraft schmerzhaft erlernt. Ein, zwei, zehn, zur Not auch hundert Stürze müssen genügen, dann muss er es wissen. Das Gedächtnis übt sich an der Wiederholung. Er müsste es wissen. Aber Wiederholung ist auch die Bewegung des Vergessens. Sie löscht mit jedem Durchlauf das Vorhergehende wieder aus, überschreibt Erinnerung mit neuer Erinnerung und vertieft mit jeder Variation die Spur des Prinzips. Erinnern und Vergessen, kaum ein Unterschied. Immer wieder und immer wieder löscht eine Runde die vorangegangene und fälscht sich selbst zum Fortschritt. Jede Deutung schreibt eine neue Wahrheit und wird zur Lüge des nächsten Tages. Er will keinen Krieg. Er will den Frieden. In seinem krummen Kopf hält er Krieg für den einzigen Weg zum Frieden. Gerade

hinter dem *nächsten* Krieg, hinter diesem *letzten* Krieg vermutet er den *letzten* und endgültigen Frieden, der ihn endlich erlösen wird.

#### 4

Er glaubt diesmal, mit *Vernunft* den Verlauf kontrollieren zu können. Er stürzt sich hinunter, aber mit dem Vorsatz, langsam und gezielt zu fallen. Im siebenjährigen Kabinettkrieg werden am Reissbrett Risiken gegen Nutzen sauber und zielgenau abgewogen. Disziplin ersetzt die Leidenschaft. Aber zielgenauer denn je ist auch die Artillerie mit Kanonen und Kartätschen. Sisifos wird sich wieder blutig schlagen. Titios auf das Rad gebunden, Tantalos hungernd und durstend, hoffnungslos die Danaiden, zerrissen der Körper des Ixion.

Er müsste stehenbleiben. Er müsste stehenbleiben. Ganz ruhig, keine Bewegung. Armer Sisifos. Er will sich aus diesem Kreislauf befreien, indem er ihn *einmal* vollkommen erfüllt. Einmal die Schwerkraft besiegt, soll sie danach gänzlich aus den Dingen weichen. Seine Wiederholungen sind nicht blosse Kopien des Originals – es sind Variationen. Variationen über Variationen, da sieht er Entwicklung. Durch Effizienz, hofft er, das Unbewegliche zu beschleunigen, das Wesenlose mit schneidender Schärfe zu zeichnen, durch Beschleunigung die Wiederholung selbst zu überholen. Perfektion ist das einzige Argument, das der sinnlosen Volte bleibt. Dummer Sisifos. Jeder Tag will seine eigene Dämmerung, jede Nacht ihr eigenes Morgenrot. Ein Irrtum ergibt den nächsten. *Abyssus abyssum invocat*. Das wird zwanghaft. Sisifos wird sich wieder blutig schlagen.

#### 5

Nein. Nicht *um* einen Frieden zu begründen stürzt Sisifos sich in den Krieg. Und nicht *um* einen Krieg loszubrechen, errichtet er Frieden. Keine kausale Verknüpfung. Das ist schon zuviel der Ehre. Es ist viel einfacher. Erst steht er still da, erleichtert angekommen. Die Sonne geht mit ihm auf. Der Tag ist frisch und neu. Und Sisifos steht hier am Gipfel seines Gleichgewichts. Er überblickt die Landschaft, ist einen Moment glücklich. Endlich schmerzfrei nach so vielen Schmerzen. Seine Sinne schärfen sich langsam. Er gewinnt Überblick, erkennt deutlich kleinste Unebenheiten. Lauscht und hört das Säuseln des Seins, das Knistern der Zeit. Er fühlt jedes Zittern unter seinen Füßen. Immer feiner, immer nervöser. Dann juckt ihn ein Muskel. Er wechselt Standbein und Spielbein. Dann wieder Spielbein und Standbein. Sein Blick sucht den Horizont ab, sucht Abwechslung und findet Langeweile. Optische Täuschungen. Ein Krampf. Die Physik beginnt zu wirken. Die Schwerkraft, die Fliehkraft. Mit der Zeit wird die Balance Arbeit. Er spürt seinen ganzen Körper gefangen in der Beherrschung. Er muss die Balance halten. Und ist nicht höhensicher. Auf und Ab ist sein Talent. Aber Stabilität erfordert ganz andere Fähigkeiten. Und langsam kommt ihm seine Lage zu Bewusstsein. Und die Zeit. Diese viele Zeit. In alle Ewigkeit. Ein Standbild seiner selbst. Er wird ungeduldig. Er zweifelt. Ihn schwindelts. Wie gern würde er kurz lockerlassen. Kurz auslassen. Wie gern liesse er sich fallen. Gegen die Anstrengung des Balancierens scheint Fallen das reinste Glück. Und sucht schon nach Ausreden: ein Echo, eine Fliege, die ihn belästigt, ein Wetter, ein verdächtiges Blinken in der Ferne, ein Gelächter, das ihn beleidigt. Aber Sisifos will sich nicht *ganz* hinunterstürzen, nein, er will nur einmal kurz auslassen, die Muskeln freigeben, nur einen Moment und sich dann wieder fangen. Und dann ist es wieder passiert. Wer könnte mitten im Sprung die Schwerkraft anhalten und zur Umkehr bewegen. Nur ein Gott. Zwar wäre er gern selbst ein Unsterblicher, doch diesen einfachen Beweis hat er noch nicht erbracht. Wenn er stürzt, fällt er *ganz* hinunter. Und umso haltloser, je länger er in der schweren Balance des Friedens ausgehalten hat. So lautet die Regel. Dann wird es schlimm. Zwei Weltkriege, die das Unterste zuoberst kehren werden. Neue Perfektion der Waffen, neue Perfektion der Grausamkeiten, eine neue Dimension der Schrecken. Es wird schlimmer denn je. Der Schwerkraft, Sisifos, entkommst du erst ganz

unten. Titios auf das Rad gebunden, Tantalos hungernd und durstend, hoffnungslos die Danaiden, zerrissen der Körper des Ixion.

## 6

Titios auf das Rad gebunden, Tantalos hungernd und durstend, hoffnungslos die Danaiden, zerrissen der Körper des Ixion, Titios auf das Rad gebunden, Tantalos hungernd und durstend, hoffnungslos die Danaiden, zerrissen der Körper des Ixion, Titios auf das Rad gebunden, Tantalos hungernd und durstend, hoffnungslos ...

Bitte entschuldigen Sie. Weil Sisifos alles in seine Wiederholung zwingt, sind auch wir gezwungen, uns zu wiederholen.

Diesmal hat der Taumel 90 Millionen Tote und einige Genozide gekostet. Sein neuester Rekord. Diesmal, diesmal muss er dazugelernt haben. Nach diesem Krieg kann es keinen Krieg mehr geben. Er steht nicht auf. Er stellt sich nicht an den Abgrund. Er spielt nicht mit der Freiheit. Er ist aus der Rille gesprungen. Warten wir ab. Warum immer Berg oder Schlucht, ganz oben oder ganz unten, Tag oder Nacht? Täglich sterben und neu geboren werden. Immer dieser binäre Pathos. Warum keine Kompromisse machen? Irgendwo in der Mitte des Hanges bei einer Quelle ein Häuschen bauen und Schafe züchten. Mit den Nachbarn die Weide teilen. Abends im Gasthaus ein Gläschen trinken. Ein bisschen Arbeit, aber nicht zu fleissig. Das Leben leben, selbst wenn es kurz ist. Zufrieden sein auch ohne Neubau und Endsieg. Er könnte es sich leicht machen. Gut gemauerte Bollwerke gegen das Abstürzen. Sicherungsketten verankern. Die erreichte Höhe fest vertäuen. Dem Gleichgewicht eine stabile Standfläche meisseln. Stützen aller Art errichten. Versicherungen abschliessen. Verträge. Den Berg abtragen, das Tal füllen, die Unterwelt für immer schliessen. Stabile Verhältnisse gibt es nur im Flachland.

## 7

Sisifos taumelt schon, die Tiefe ruft ihn wieder. Schon legt er seine Hand schwer an den Stein, den nächsten, den er werfen will, er federt schon im Sprunggelenk, er macht den einen Schritt nach vor. Dieser nächste Krieg hat noch keinen Namen. Nennen wir ihn den Totalen? Den Asymmetrischen? Den Molekularen? Den Weltbürgerkrieg? Unter welchem Namen auch: keiner kann ihn gewinnen. Aber alle werden darin zerschmettert. Muss denn das sein? 14.400 mal hat Sisifos sich in den Krieg gestürzt, und jedesmal hat er sich wund geschlagen. Titios auf das Rad gebunden, Tantalos hungernd und durstend, hoffnungslos die Danaiden, zerrissen der Körper des Ixion. Sisifos hat nie auf uns gehört. Er springt nicht aus seinem Karussell. Er lernt nichts. Er hat seit Jahrtausenden nichts gelernt. Wir haben genug gesehen. Der Mythos von Sisifos, den Homer uns erzählte: ein Muskelspiel für Unsterblichkeitstheoretiker. Ein Universalclown. Eine Allzweckmetapher. Seine grosse Schlichtheit hat etwas Verführerisches. Doch in Wahrheit ist es unbegreiflich. Unbegreiflich warum Sisifos nicht stehenbleibt, warum er nicht die Flucht ergreift, den Rückzug antritt, seiner heldenhaften Unsterblichkeit den Abschied gibt. Das Naturgesetz sagt, dass das, was ist, immer gleich sein muss. Das Kulturgesetz gebietet Wunder und Veränderung. Und Sinn. Einen Sinn gibt es nur für die sterblichen Dinge, denn Sinn ist Ende. Deckel zu und Sinn. Was kein Ende hat, hat keinen Sinn. Machen wir hier den Versuch. Was schlägst du vor. Augen zu? Nein. Wir flüchten. Wohin? Auf eine Insel. Es gibt keine Insel mehr. Dann in die Utopie. In die Utopie? In die Utopie.